

Der Schweizer Historiker Jacques Picard wird emeritiert, im Gespräch mit *tachles* blickt er zurück auf seine Karriere und auf die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft der Schweiz

Jüdische Geschichte und Gegenwart **sichtbar** machen

INTERVIEW VALERIE WENDENBURG

tachles: Morgen Freitag werden Sie an der Universität Basel feierlich verabschiedet. Sie haben als Historiker und Kulturwissenschaftler auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Funktionen, so als Leiter des damaligen Instituts für Jüdische Studien oder auch in der Bergier-Kommission, gewirkt. Was war rückblickend für Sie am bedeutendsten in Ihrer beruflichen Laufbahn?

Jacques Picard: Meine berufliche Laufbahn ist sehr atypisch verlaufen. Ich bin kein Professor, der den klassischen Weg durch alle schulischen und akademischen Institutionen gegangen und dann auf einem Lehrstuhl gelandet ist. Ich war eine Zeitlang journalistisch und unternehmerisch im Kulturmanagement tätig, dann bin ich viel gereist und lebte überdies künstlerischen Neigungen nach. Auch mein Engagement in der Kulturkommission der Jüdischen Gemeinde Bern mit vielerlei Aktivitäten gehört dazu. Erst dann bin ich an eine Fachhochschule gegangen, an der ich zuletzt eine leitende Funktion inne-

hatte. Schliesslich wurde ich in die Bergier-Kommission berufen (vgl. Kasten), und schliesslich bin ich an der Universität in Basel angekommen. Rückblickend kann ich sagen, dass die Arbeit in der Bergier-Kommission die Weichen in diese Richtung gestellt hat. Aber ich möchte die vielseitigen Erfahrungen, die ich vorher habe machen können, in gar keinem Falle missen. Diese Zeit hat mir einen wichtigen Rucksack an Wissen und Fertigkeiten geliefert, der für mich sehr vorteilhaft war. Insgesamt bin ich glücklich, auf so eine reichhaltige, spannende Berufserfahrung zurückblicken zu können.

Innerhalb der Bergier-Kommission haben Sie dazu beitragen, ein Stück unbewältigter Geschichte der Schweiz aufzuarbeiten.

Ich denke schon, dass ich da einen Beitrag geliefert habe, wobei ich mich eher in einem Kollektiv von zahlreichen Historikern und Juristen sehe, die allesamt durch ihre verschiedenen Arbeiten dazu beitragen, dass sich das Selbstverständnis der Schweiz in der historischen Wahrnehmung zum Guten verändert hat. Eine lange Erinnerungsverweigerung

wurde aufgeweicht, was auch dazu geführt hat, dass die Schweiz plötzlich einen selbstbewussteren Zugang zu Welt hatte. Das hat sich auch in dem Initiativkomitee für den Beitritt der Schweiz zur Uno ausgedrückt. Mein Mitwirken dort war das rare politische Engagement an dem ich aktiv beteiligt war – mit Erfolg. Dieser Durchbruch war symbolisch für den Weg der Aufarbeitung der Geschichte der Schweiz während der 1990er-Jahre. Es ist gelungen, eine Mehrheit der Bevölkerung vom Sinn und Nutzen eines Uno-Beitrittes zu überzeugen.

Die Arbeit der Bergier-Kommission und die daraus resultierende Aufarbeitung der Geschichte waren auch international von Bedeutung.

Ja, gewiss. Die Schweiz war ja während des Zweiten Weltkriegs auch eine internationale Drehscheibe des Wissens, der Diplomatie, der Hilfswerke, der Geheimdienste. Als neutrale Staat nahm die Schweiz eine zentrale Funktion als Wissensraum im Weltgeschehen ein, bei dem verfeindete und im Krieg befindliche Parteien einen Ort fanden, an dem zumindest ein Minimum an Kommunikation möglich war.

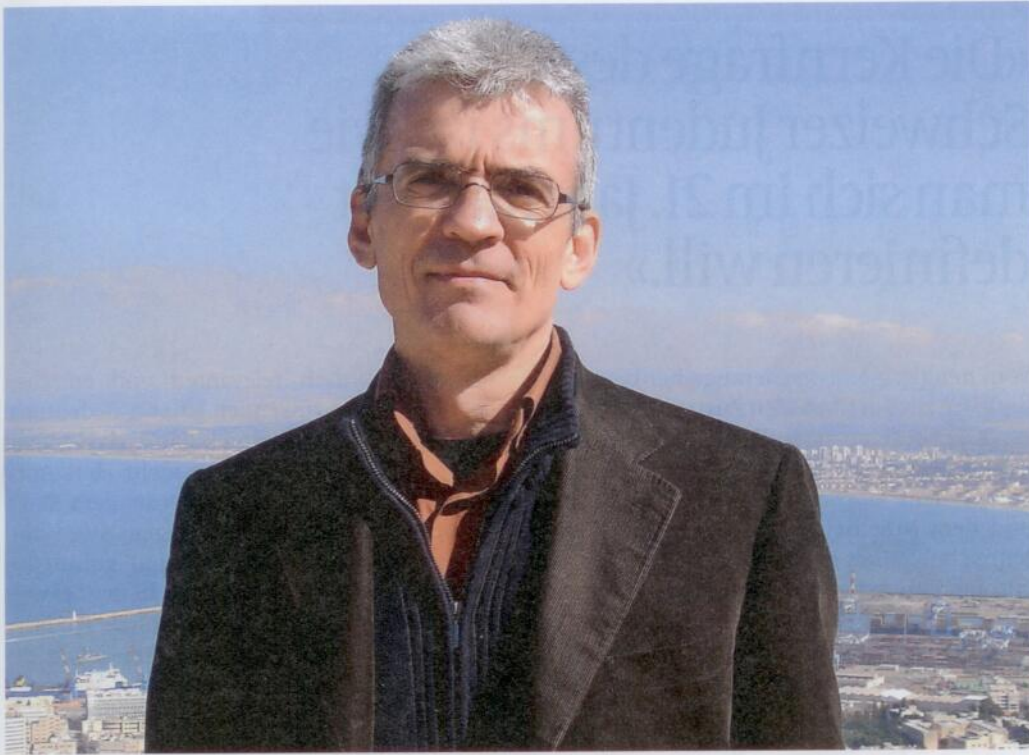
Jacques Picard Vielseitiges Engagement

Jacques Picard ist Branco-Weiss-Professor für Kulturanthropologie und Ordinarius für Jüdische Geschichte und Kulturen in der Moderne an der Universität Basel. Er ist dort Mitglied der Leitung des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie am Departement für Gesellschaftswissenschaft und des interdisziplinären Zentrums für Kulturelle Topografien. Von 2001 bis 2009 wirkte er als Leiter des Instituts für Jüdische Studien, und von 2006 bis 2011 amtierte er als Forschungsdekan der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel. Er ist Mitglied der Leitung des interuniversitären Doktoratsprogramms «Transformation in European Societies», dem unter anderem die Universitäten München, Basel, Kopenhagen und Tel Aviv angehören. Seinem Studium in Geschichte und Literaturwissenschaft an den Universitäten Freiburg und Bern folgten Forschungsaufenthalte in New York, New Mexico

und Israel. Von 1985 bis 2001 wirkte er als Dozent für Kultur, Politik und Geschichte an der Fachhochschule Bern, wo er Vorsteher der Abteilung für Holzingenieure war. 1996 bis 2001 war er Mitglied der von der Schweizer Regierung ernannten Unabhängigen Expertenkommission Schweiz - Zweiter Weltkrieg (Bergier-Kommission) und wirkte in deren Aufbauphase als Forschungsleiter. Picard ist Mitglied des Stiftungsrats der Stiftung Jüdische Zeitgeschichte am Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich, Stiftungsrat der Paul-Grüniger-Stiftung und im Vorstand des Vereins Doppeltür in Eendingen-Lengnau. Überdies wirkte er als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig sowie als Beirat am Ausstellungsprojekt Mapping Spaces des Karlsruher Zentrums der Künste und Medien mit. VW

Hat die Schweiz sich aus Ihrer Sicht ausreichend mit ihrer Rolle zu Zeiten des Nationalsozialismus beschäftigt oder gibt es hier noch Nachholbedarf? Aktuell wird der Erwerb von Raub- oder Fluchtgut des Basler Kunstmuseums diskutiert.

Die Frage der Raubkunst ist aus meiner Sicht keine spezifisch schweizerische und auch keine spezifisch jüdische Problematik. Zudem beziehen sie sich nicht nur auf den Zweiten Weltkrieg und dessen Nachwirkungen. Es geht vielmehr um die Frage nach Kulturgütern, die seit der Kolonialzeit angeeignet, geraubt, geplündert und verschoben wurden und heute in irgendwelchen Sammlungen und Museen weltweit zu Hause sind. Ich würde davon abraten, nur auf die Schweiz und nur auf jüdische Vermögen zu fokussieren, das wäre ein Fehlschluss. Was in der Schweiz noch nicht erforscht ist, für sie aber sehr spezifisch wäre, ist die Tatsache, dass rund 1000 Schweizer Bürger und Bürgerinnen Opfer des Holocaust gewesen sind. Abgesehen von Einzelfällen wurde dieses Thema überhaupt noch nicht aufgearbeitet. Dass es dazu noch kein gefördertes Forschungsprojekt gibt, halte ich persönlich für eine Lücke, der man übrigens an der Universität Fribourg beizukommen sich



Jacques Picard setzt sich dafür ein, dass die jüdische Geschichte als ein selbstverständlicher Teil der Schweizer und der transnationalen Geschichte wahrgenommen wird.

müht. Es ist doch erstaunlich und fast eine bittere Ironie, dass die Schweiz die eigenen Holocaust-Opfer noch nicht zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat. Auch wir in der Bergier-Kommission hatten diese Lücke damals nicht füllen können.

Sie waren von 2001 bis 2009 Leiter des damaligen Instituts für Jüdische Studien und hatten die erste Professur für Jüdische Geschichte und Kultur in der Schweiz inne. Ihr Abschied von der Universität Basel bedeutet nun auch das Ende der Branco-Weiss-Stiftungsprofessur. Wie stellt sich die Situation des Zentrums für Jüdische Studien heute dar?

Grundsätzlich ist meine Professur durch diese grosszügige Donation von Branco Weiss möglich geworden. Diese Gelder sind natürlich beschränkt, sie sind laufend aufgezehrt worden. Zuerst die Gelder in meiner Professur und dann auch in der Professur von Alfred Bodenheimer. Es ist eine Tatsache, dass in Basel beide Professuren aus Drittmitteln und nicht aus universitären Mitteln finanziert werden – im Gegensatz zu den Universitäten Bern oder Lausanne. Das Problem in Basel ist zurzeit, dass aufgrund der Sparrunden in beiden Halbkantonen ein nachvollziehbarer Berufsstopps durch das Rektorat ausgesprochen wurde. Daher kann eine Nachfolge für meine Professur gar nicht besetzt werden. Ich denke allerdings, dass es ratsam wäre, den Blick etwas nüchterner auf die bildungspolitische Empirie als Ganzes zu richten. Zwei Professuren für Jüdische Studien sind angesichts der Zahlen der Studierenden dieses vergleichsweise kleinen Faches gegenüber der Universitätsleitung schwierig begründbar.

Dennoch mutet es merkwürdig an, wenn das Fach Jüdische Studien vor allem aus jüdischen Mitteln finanziert werden muss.

Das sehe ich pointiert genau so! Denn es rechtfertigt sich aufgrund der inhaltlichen, histori-

schen und symbolischen Bedeutung, die das Jüdische im europäischen und westlichen Kulturraum hat, an einer Universität einen solchen Lehrstuhl zu pflegen. Optimal sind hierfür Kooperationen mit einem anderen Fachbereich, um Synergien zu schaffen. Aber wenn wir von Jüdischen Studien oder Judaistik oder dem Jüdischen in irgendeinem Fach sprechen, dann müssen wir den Blick auf die gesamte Deutschschweiz richten. Und dann sieht das Bild mit Luzern, Lausanne, Bern, Basel sowie Zürich eigentlich gut aus. Die Jüdischen Studien sind so betrachtet nicht unterdotiert, sie sind gut bedient, so mein Eindruck.

Diesen Herbst waren Sie in als Stiftungsrat und Gründungsmitglied der Paul-Grüninger-Stiftung in Israel, wo die Paul-Grüninger-Strasse in der Stadt Rishon Lezion eingeweiht wurde. Wie bewerten Sie diese späte Ehrung?

Dies war ja nicht die erste Paul-Grüninger-Strasse in Israel, die eingeweiht wurde. Was mir dieses Mal sehr bewusst wurde, ist die Tatsache, wie viele Auslandschweizer dem Anlass beigewohnt haben. Derzeit leite ich ein SNF-Forschungsprojekt von Dissertanden, darin geht es um hochqualifizierte Auslandschweizer in Israel und hochqualifizierte Auslandsisraeli in der Schweiz. Israel ist die sechstgrösste Gemeinschaft von Auslandschweizern, unter ihnen sind auch sehr viele Nichtjuden. Das ist bemerkenswert. So leben mehr Schweizer Juden in Israel als in Gemeinden des Schweizerischen Israelischen Gemeindebunds (SIG) und der Plattform der liberalen Juden der Schweiz. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass diese Schweizer und Schweizerinnen auch eine Stimme haben und dass es zur Benennung einer Paul-Grüninger-Strasse gekommen ist.

Sie sind zudem Stiftungsrat und Gründungsmitglied der Stiftung Jüdische Zeitge-

sichte am Archiv für Zeitgeschichte (AfZ) der ETH Zürich. Worin besteht die Aufgabe dieser Dokumentationsstelle?

Die Tätigkeit als Stiftungsrat für dieses wichtige Archiv werde ich selbstverständlich fortführen. Das Archiv hat eine Dokumentationsstelle «Jüdische Zeitgeschichte», es geht darum, wichtige Archivbestände des Schweizer Judentums professionell zu bewirtschaften. Auch das Bildarchiv der Schweizer Juden, das online ist, gehört dazu. Damit ist das AfZ eine Anlaufstelle für alle Forschenden. Nicht alles ist im Archiv für Zeitgeschichte eingelagert und muss es auch nicht sein, aber dort läuft das vernetzbare Wissen darüber zusammen, was und wo in- und ausserhalb der Schweiz zu finden ist, so auch durch eine internationale Zusammenarbeit mit Yad Vashem und dem Holocaust Memorial Museum in Washington.

Ihre akademische Tätigkeit ist verbunden mit vielen Aktivitäten für die jüdische Kultur in der Schweiz. War es Ihnen stets ein Bedürfnis, die jüdische Geschichte in der Schweiz aufzuarbeiten und sichtbar zu machen?

Ja, es ist ein Teil meiner Berufsarbeit, dass ich dazu beigetragen habe, jüdische Geschichte sichtbar zu machen. Ich betreue ja auch die SIG-Schriftenreihe wissenschaftlich mit. Inzwischen ist nun eine sehr gute Grundlage für die Geschichte des schweizerischen Judentums vorhanden. Nun geht es auch darum, diese zahlreichen Forschungen im historischen Bewusstsein der Schweiz und im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu manifestieren und in die allgemeine Geschichtsschreibung zu integrieren, was durchaus und gedeihlich geschieht. Dies ist wichtig, weil die jüdische Geschichte als Kulturgeschichte – und damit meine ich gerade nicht die Geschichte der Judenfeindschaft – als ein selbstverständlicher Teil der Schweizer und der transnationalen Geschichte wahrgenommen werden soll.

Für den kürzlich bei Princeton University Press erschienenen Sammelband, «Makers of Jewish Modernity: Thinkers, Artists, Leaders and the World They Made», den Sie mit herausgegeben haben, wurde Ihnen in den USA der National Jewish Book Award 2016 zugesprochen.

Dieses Buch zu einer Geschichte jüdischer Intellektualität und Kultur hat mich mehrere Jahre beschäftigt, es war ein Projekt von mir und Idith Zertal in Tel Aviv sowie Jacques Revel in Paris und Michael Steinberg in →

New York. Dabei ein Netzwerk von mehr als 40 renommierten Autoren und Autorinnen aus vier Kontinenten knüpfen und mit ihnen zusammenarbeiten zu können, war für mich als leitender Herausgeber ein wunderbares Privileg. Es ging darum aufzuzeigen, wie die porträtierten, in der Mehrheit säkularen Juden ihr Judentum als Moderne verstehen. Einen National Jewish Book Awards zugesprochen zu erhalten – das war überraschend und hat mich natürlich sehr gefreut. Es war auch wie ein gutes Zeichen zu meinem Abschlüssen an der Universität Basel, von wo aus die gesamte Koordination dieses Buches lief.

Die Schweizer Juden sind seit 150 Jahren gleichberechtigt. Wo sehen sie die grössten Herausforderungen der jüdischen Gemeinschaft hierzulande?

Die Kernfrage des Schweizer Judentums ist, wie man sich im 21. Jahrhundert definieren will, dies in der ganzen auch widersprüchlichen Vielfalt, die man repräsentiert. Künftig wird man universitär mehr Gegenwartsforschung betreiben müssen, mit dem Ziel, eine Antwort auf die Frage «Wo stehen wir?» zu finden. Wie geht man mit der Vielfalt um? Die historische Dimension darf diese sozial- und kulturanthropologischen Perspektiven nicht verdecken. Die Schweizer Juden haben das Schisma zwischen liberal und orthodox orientierten Gemeinden zu bewältigen, was man nur einigermaßen vernünftig tun kann, wenn man differente Lebenspraxen berücksichtigt. Zum Beispiel steht die Frage nach der Rolle und dem Verhalten der Geschlechter im Raum. Nach meinem Empfinden denken die jüngeren Rabbiner heute weit progressiver als viele Gemeindeglieder, die an verkrusteten Privilegien und männlicher Dominanz festhalten wollen. Gerade die orthodox orientierten Rabbiner bewegen sich bezüglich der Gleichstellung von Frau und Mann zusehends in die Moderne, etwa wenn sie die Frauen in der Synagoge von den Balkonen herunterholen oder einen Synagogenchor gemischtgeschlechtlich singen lassen möchten. Aber zur Republik der Juden gehört es eben, dass nichts ohne die Gemeinde bewegt oder eben leider nicht bewegt wird.

«Die Kernfrage des Schweizer Judentums ist, wie man sich im 21. Jahrhundert definieren will.»

Vom neugierigen Forscherauge her betrachtet finde ich diesen liminalen Zustand hoch interessant. Er bezeugt eigentlich einen Spannungsbogen, wie er zwischen den beiden grossen Polen, dem nordamerikanischen Judentum und dem israelischen Judentum, eine facettenreiche Vielfalt hervorgebracht hat. Wie das europäische Judentum hier seinen eigenen Weg finden will und wird, ist eine Frage, die an den Universitäten nicht ignoriert werden darf. Für die Gemeinden ist die wechselseitige Respektierung von säkularen und religiösen Juden jedenfalls von grosser integrativer Bedeutung. Gewiss, das Thema der Sicherheit ist wichtig und berechtigt. Man sollte indes mit der Dauerrede vom Antisemitismus eben nicht überdecken, was zentral für die Vitalität des Jüdischen ist. Die Gemeinschaft wird neue Kräfte gewinnen müssen und insbesondere eine Willkommenskultur gegenüber nicht jüdischen Partnern noch besser pflegen lernen. Das wird übrigens ersichtlich aus einer von mir in Basel betreuten Dissertation zu sogenannten gemischten Ehen und Partnerschaften.

Sie haben sich auch mit Schweizer Migrationsgeschichte beschäftigt. Vor welcher Herausforderung steht die Schweiz heute angesichts der Fluchtbewegungen weltweit?

Ihre Frage ist auch ein gutes Beispiel, das es nicht reicht, wenn eine Gemeinschaft sich immer nur um sich selbst dreht. Es geht nicht darum, sich perfekt zu verwalten, hin und wieder Kommissionen zu gründen und leerlaufend alle paar Jahre angebliche Reformen anzukündigen, sondern es ist wichtig, eine Praxis zu leben, die zeitgemäss, tolerant und inklusiv ist. Wie sich also eine Gesellschaft vitalisiert, indem

sie sich politisch relevanten und entscheidenden Fragen zuwendet, ist von Bedeutung. Migration ist ein Ausdruck dafür, dass immer mehr Menschen aus immer mehr Herkunftskulturen auf immer enger werdendem Raum zusammen leben und, sich gegenseitig wahrnehmend, in ihren sozialen und kulturellen Praxen zurecht finden müssen. In der Schweiz leben derzeit Menschen aus mehr als 150 Nationen zusammen. Das macht den Erfolg des Landes aus. Übrigens auch in Israel, wo Juden aus allen Regionen und Kulturen dieser Welt zusammen erst den zivilgesellschaftlichen Kitt zum wirtschaftlichen Erfolg ausmachen. Das erfordert dazu universaler und egalitärer Regeln bedarf, sprich einer menschen- und bürgerrechtlichen Verfasstheit der Gesellschaft, an der sich alle ohne Ausnahme zu orientieren und halten haben, liegt auf der Hand.

Was sind Ihre weiteren Pläne nach der Emeritierung?

Etwas, was ich sehr gepflegt habe und mit der Universität noch etwas wegen meiner Doktoranden weiterführen werde, ist das internationale Doktoratsprogramm «Transformations in European Societies», an dem sieben Universitäten beteiligt sind. Dieses Programm läuft gemeinsam mit Walter Leimgruber vom Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, sein Epizentrum ist die Universität München mit Johannes Moser. Wir treffen uns zweimal im Jahr eine Woche mit den Doktoranden, darunter sind Forscher aus Basel, Kopenhagen, Edinburgh, Graz, München, Murcia, Zagreb und Tel Aviv. Ich habe sehr bewusst darauf geachtet, dass Tel Aviv dabei ist, nicht zuletzt angesichts der unsinnigen und sektiererischen BDS-Bewegung. In unserem Programm findet eine sehr gute und fruchtbare Zusammenarbeit und Vernetzung statt. Ferner werde ich aufgrund eines Wunsches der Universität Exkursionen anbieten, die nächste wird nach Tel Aviv führen. Kommendes Jahr beziehe ich in der Zürcher Altstadt zusammen mit zwei Kollegen ein schönes Büro, in dem mehrere Projekte verfolgt werden, unter anderem zu einer von mir und Angela Bhend betreuten Publikation mit rund 40 Autoren zum «Jüdischen Kulturraum Aargau». Ein weiteres Buch wird einige meiner Essays zu einem Gesamtbogen fassen. Ausserdem planen wir eine Art Open Akademie in den Bergen. Ob ich eine Gastprofessur oder einen Lehrauftrag einer anderen Universität annehmen werde, wird sich weisen. Langweilig wird mir nach der Emeritierung also sicher nicht – im Gegenteil. ●

Haustechnik,
die für frischen
Wind sorgt.



Vögele

Heizung | Sanitär | Solartechnik

5306 Tegerfelden | Telefon 056 245 61 19
5400 Baden | Telefon 056 500 50 40
info@voegele-ht.ch | www.voegele-ht.ch